Der Prachtjunge.

Von F. Waldemar.

Richard Tobler und seine Frau nannten ihn niemals anders als unser „Prachtjunge," und wahr mußte es sein, daß es ein Prachtjunge war, denn die beglückten Eltern verkündeten sein Lob laut in alle Welt. Wer es hören mochte, erfuhr, daß er das ansehnliche Gewicht von 9 Pfund aufwies, des Nachts schlief wie ein Prinz und seiner Mutter nicht die geringste Mühe verursachte. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß er das einzige Kind war, da sie überhaupt den Gedanken an Nachkommen bereits aufgegeben hatten. Die Mutter ging ganz in der Pflege des Kindes auf, bei dem geringsten Laut flog sie an die Wiege und des Nachts hatte sie die Letztere so nahe an ihrem Bette stehen, daß sie den Jungen, sobald er muckste, zu sich nehmen und ihm seine natürliche Nahrung reichen konnte.

Auf diese Weise gehegt und gepflegt und verwöhnt, konnte es nicht ausbleiben, daß Dick der Prachtjunge gedieh körperlich, aber immer mehr zum Tyrannen heranwuchs. Man sagt, vielleicht nicht mit Unrecht, der Keim zum Egoismus des stärkeren Geschlechts werde in dessen frühester Jugend gelegt, zu der Zeit, da unvernünftige Eltern jeden Willen, jedes Verlangen ihres Kindes erfüllen und ihm in Verblendung die schlimmste Mitgabe für's Leben gleichsam mit der Saugflasche reichen. Auch in Dick Tobler's kleinem Dasein spielte diese Unvernunft eine große Rolle. Dennoch gerade deswegen wuchs er körperlich rasch heran, äußerlich war er wirklich ein Prachtjunge. Seine Züge waren offen und ehrlich der Ausdruck seiner Blauaugen, die er sonder Scheu zu Jedem erhob. Auch sein Herz war gut und in vernünftiger Hand wäre er durch einen Blick zu leiten gewesen. Aber seine Eltern versuchten das nicht einmal. Wohl hatte der Vater mal dazu einen Anlauf genommen, er hatte sich vermessen, das häßliche Aufstampfen seines Jungen durch ein paar wohlverdiente Klappse zu strafen, aber da war die Mutter wie eine gereizte Löwin aufgefahren und hatte ihren Prachtjungen, der niemals eine Züchtigung verdiente, beschirmt, liebkost. Um des lieben Friedens willen — Frau Regina Tobler hatte Tage lang in gekränktem Mutterstolz kein Wort mit dem Gatten gesprochen — schluckte Hr. Richard den Aerger hinunter und befleißigte sich, so viel es anging, ohne Schläge auf seinem Sprößling einzuwirken. Daß dem Jungen der beste Bissen gebühre, daß er den weichsten Platz in der Sophaecke beanspruchen dürfe, das verstand sich bei Vater Tobler ebenfalls von selbst. Und der Junge ließ sich alle diese Annehmlichkeiten mit dem Behagen eines Paschas gefallen.

Ein Prachtjunge! Das hatte sich seinem Ohr eingeprägt von klein auf, noch ehe er die Bedeutung des Wortes kannte, er hörte es seit er zur Schule gekommen bei jedem Lobe des Lehrers, bei jeder Censur. Als ob dies nicht seine Schuldigkeit gewesen wäre! Als ob er nicht hätte bemüht sein müssen, den alten Eltern mit Zinseszinsen heimzuzahlen, was sie an ihm und für ihn gethan.

„Hüten Sie Ihren Jungen," sagte einst der Lehrer, „er ist auch beanlagt, aber ehrgeizig und rücksichtslos!"

„Er ist ein Prachtjunge!" erwiderte stolz der Vater.

„Aber ohne Herz, Herr Tobler," mahnte der Lehrer. „Halten Sie die Augen offen, sonst tritt er Ihr Gehöft noch mit Füßen. Die Anlagen allein thun es nicht!"

Wie Mehlthau auf die Früchte, so fielen diese mahnenden ernsten Worte auf die hochgehenden Wogen der elterlichen Herzen, aber sie blieben doch nicht ganz ohne Wirkung.

Als der Lehrer gegangen war, saßen die beiden Leutchen eine Weile stumm beisammen, dann hoben sie zu gleicher Zeit die Köpfe und schauten sich prüfend an. Es war, als ob Jeder im Auge des Andern erkennen wollte, ob das soeben ausgespritzte Gift gewirkt habe.

„Es ist doch unser Prachtjunge, der Dick!" beschwichtigten sie sich gegenseitig ihre keimenden Sorgen und Zweifel.

„Ich bin Primus in der Klasse!" Damit stürmte der Gesundheit strotzende Bursche wenige Tage später ins Zimmer.

„Das ist recht, mein Junge, ja, das kann nicht Jeder, Du bist und bleibst unser Prachtbub'! — Aber dem bisherigen Primus wird es wohl leid gethan haben, nicht?"

„Eh!" Dick schnippte mit den Fingern. „Was geht das mich an. Einer über den andern, das ist so der Lauf der Welt!"

„Und!" mahnte die Mutter mit Thränen in den Augen. „Wenn ein andrer von Dir so sprache."

„Und was wäre dann? Uebrigens, jetzt habe ich den Platz und, na ich sage es Euch, Niemand soll ihn mir jetzt mehr nehmen!"

Döbler konnte sich eines leisen Schauders nicht erwehren. Er dachte an des Lehrers Worte und sah den harten, unerbittlichen Ausdruck in Dick's Augen.

Eine beklemmende Angst schnürte ihm das Herz zusammen.

Gewiß, der Sohn hatte ihm bisher nur Freude gemacht, aber — ach wie gerne würde er ihn auf einem weniger bevorzugten Platz sehen, wenn er ein Herz zeigte. Wie mochte das kommen? Waren sie Beide nicht zärtlich zu ihm gewesen, fast zu zärtlich?

Mit der Note 1 absolvirte Dick die Schule. Es stand für ihn fest, daß er studiren müsse. Dies elende Leben auf dem Comptoir seines Vaters, dieses Rechnen mit Pfennigen und Handeln mit Käse und Heringen emporte ihn.

„Weiß Gott, wo der Junge die großartige Ader her hat!" sagte der Vater wohl seufzend. „Aber — ein Prachtjunge ist er doch!"

Dick besuchte die Universität, er trat auch in ein studentisches Corps ein, „weil es sich so gehörte," sagte er zu seinem Vater. Er warf das Geld mit vollen Händen um sich und wenn Tobler ihm Vorstellungen machte, so meinte er: „Ich bin nur einmal jung und — nun habe ich nach dem vielen Lernen und Studiren nicht ein bischen Ferien verdient?"

Seufzend fügte sich der Alte, doch manche Stunde saß er beim Scheine seiner kleinen Petrolampe in der Nacht und rechnete und rechnete, wie er sein Einkommen vergrößern könne, da es diesen Anstürmen nicht gewachsen war.

Auch die Mutter machte Dick Vorstellungen, als er in den Ferien nach Hause kam, siegesbewußt und überlegen. Das bunte Mützchen auf einem Ohr und mit einer fingerbreiten Narbe auf der wirklichen Wange.

„Ja, seid Ihr denn nicht reich? Warum habt Ihr mir denn jeden Wunsch erfüllt?" fragte er erstaunt und diese Frage bohrte sich wie ein Stachel in der armen Eltern Herz.

Doch auch diese Zeit ging vorüber. Es waren für Richard Tobler und sein Weib Jahre des Entsagens an äußerlichen Gütern und des Darbens an Liebe. Wie hatten sie sich vor so langer Zeit nach einem Pfand ihrer Liebe gesehnt! Ihr Wunsch ward erfüllt, aber jetzt, wo sie die Früchte ernten sollten von der Liebessaat, die sie ausgestreut, blieben die Früchte aus, und wo sie reiften, da waren es taube Aehren.

Der Prachtjunge weilte seit lange nicht mehr in der Vaterstadt. Auf der Universität, im Verkehr mit seinen Commilitonen, die zumeist einer höheren Gesellschaftsklasse entstammten, lernte er sich seines Ursprungs schämen. Nur selten erwähnte er der alten Eltern, des kleinen unscheinbaren Häuschens, darin er geboren war, und so viel altvaterlichen Hausrath barg. — er, der flotte Student und später noch flottere Jurist wollte äußerlich nichts gemein haben mit ihnen. Und innerlich? Noch war die Staffel zu hoch, auf welcher er stand, noch gab es für seinen Ehrgeiz höhere zu erklimmen — er durfte nicht auf die Stimme hören, die leise mahnend in seinem Herzen pochte.

„Ich habe mich verlobt," so erklang die telegraphische Kunde in der Eltern Haus. Und kaum hatten die Alten sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, den Einzigen verlieren zu sollen, da erhielten sie schon die Anzeige, daß die Hochzeit bereits stattgefunden. Die weite Entfernung und das Alter der Eltern hatten ihn veranlaßt, in aller Stille zu heirathen und sie mit der Thatsache zu überraschen, damit sie in ihrer Liebe nicht den thörichten Streich vollführten, die beschwerliche Reise zu unternehmen.

So schrieb er. Die beiden Alten schauten sich verblüfft an. In Beider Augen blinkten Thränen.

„An seinem Ehrentag war er ganz allein," seufzte die Mutter und der Vater sagte in seinem rauhen Basse nach: „Es wird ihm schwer geworden sein."

Aber wieder trafen sich Beider Blicke und sagten sich, daß sie sich gegenseitig täuschten. Keines glaubte an ein Opfer des Sohnes. Ach, sie hatten den „Prachtjungen" ja kennen gelernt!

Stumm schlang Tobler seinen Arm um die gebrechliche Gestalt seines Weibes und drückte die leise Schluchzende an seine Brust.

„Laß gut sein, Reginchen, wir haben nun auch eine Tochter und bald werden wir das erste Enkelchen auf den Knieen wiegen," so tröstete der Brave und glaubte doch selbst nicht an seinen Trost.

Das Versprechen des Sohnes, die junge Frau bald den Eltern zu bringen, ward nicht erfüllt. Er schämte sich ihrer Einfachheit, ihres biederen Sinnes und glaubte, sein junges Weib, das einer angesehenen Offiziersfamilie entstammte, würde ihn weniger lieben, sähe sie die kleinen Verhältnisse, aus denen er entsprungen war.

Wie bitter unrecht that er ihr. Es wurmte sie längst, daß Dick, wenn die Rede auf seine Eltern und Heimath kam, stets ausweichende und sehr kurze Antworten gab. Ach, sie wußte, was Vater- und Mutterliebe bedeutete, jetzt sie Beide entbehren mußte. Aber in diesem Punkte war ihr Gatte unerbittlich.

Als nach Jahresfrist ein kleines Mädchen in der Wiege lag, da erbat es sich die junge Frau als Geschenk, die Eltern ihres Mannes kommen und an ihrem Glücke theilnehmen zu lassen. Dick Tobler nickte wie abwesend zu dieser Bitte. Seine Stirn war gefurcht, er sah leidend aus. Der sonst so eisenharte Mann, vor dessen gewaltiger Rede Hunderte gezittert, zitterte jetzt vor jeder unerwarteten Kunde, die an ihn herantrat. Er stand plötzlich auf vulkanischem Boden, das Damoklesschwert hing über seinem Haupte, bereit, ihn oder die Seinen zu zermalmen.

Als Staatsanwalt hatte er eine Anklage erhoben und vertreten, die sich als völlig verfehlt herausstellte, er glaubte es sich schuldig zu sein, daran festzuhalten, obwohl er sich den Gründen des Gegentheils nicht verschließen konnte. Man munkelte, er habe das Mädchen, das unter der Anklage des Mordes stand, begangen an einer alten Verwandten, als Student gekannt und begehrt, sei aber von ihr abgewiesen worden. Und nun hieß es, aus Rache suche er sie zu verurtheilen. Frau Fama war geschäftig. Nun erst sah Dick Tobler, wie einsam er auf seiner Höhe gestanden. Kein Freund glaubte an ihn, keine Freundeshand streckte sich ihm entgegen, um ihm Trost und Hilfe oder doch treuen Rath zu spenden. Vom Amte suspendirt, hatte er Muße genug, über sein Geschick nachzudenken. Was ihm zum Betreten der letzten Staffel dienen sollte, das war ihm gänzlich zurück, das war sein Verderben. Aber er war nicht der Mann, der einen solchen Umschwung ertragen hatte. Er, der über Andere hinweggesehen, als wären sie Luft, stürzte nun demselben Schicksale verfallen. Wozu sein Vorwärtsstreben? Wozu das Unterdrücken aller weicheren Regung, wenn er auf halbem Wege umkehren sollte?

Und wer sagte das? Gab es nicht doch einen Pfad, der zum Ziele führte? So überlegte er eines Tages und prüfte seinen Pistolenkasten. —

„Wir erwarten Euch mit dem nächsten, nach hier abgehenden Zuge! Wenn Ihr uns liebt, zögert Ihr nicht!"

Dick und Frau.

Fassungslos starrten die Eltern auf diese unerwartete Botschaft. Aber der Zusatz „wenn Ihr uns liebt" erstickte jedes überflüssige Wort, spornte sie zur möglichsten Eile.

Vergessen waren die langen Jahre des Alleinseins und der Trennung — im Voraus schwelgten sie im Wiedersehen.

Und als es kam?

An dem Zuge war nur der Diener, der seinen Herrn entschuldigte, daß er nicht selbst gekommen, aber dringende Geschäfte hätten ihn abgerufen. Doch erwarte die gnädige Frau die Herrschaften.

Schon merklich herabgestimmt, scheu aneinandergedrückt fuhren sie ihrem Ziele entgegen. Sie fühlten es jetzt, daß sie nicht dazu paßten, wie Erleuchtung kam es über sie, warum ihr Prachtjunge bis jetzt — aber nun war es ja anders. —

Da hielt auch schon der Wagen. Der Diener drängte zum Aussteigen und warf dabei scheue Blicke nach den Fenstern in dem ersten Stockwerk. — Endlich standen sie oben — die Thür ging leise auf — zwei weiche Händchen zogen sie in das nächste Zimmer und nun standen sie ihrer jungen Schwiegertochter gegenüber, die den Finger auf den Mund legend und schweigend gebietend, sie herzlich umarmte.

Das Geheimnißvolle der ganzen Situation überwältigte die Alten. Dennoch fand die Mutter Worte.

„Wo ist unser Sohn — was verbirgst Du uns —"

Solche Töne der Herzensangst konnte nur eine Mutter ausstoßen.

Und die junge Mutter verstand die alte.

Sie winkte ihnen und schritt leisen Fußes, mit todtenblassem Antlitz ihnen voraus. An einer geschlossenen Thür machte sie Halt.

Sie klopfte — keine Antwort erfolgte. Sie wiederholte ihr Klopfen ein zweites und drittes Mal. Als auch dies vergeblich war, sank sie an der Thür nieder:

„Oeffne, o öffne doch, hast Du Dein Weib, Dein Kind vergessen?"

Lautlose Stille herrschte. Man vernahm nur das leise Schluchzen der jungen Frau.

Da übermannte Vater Tobler der Zorn. Mit der Faust schlug er gegen die Thür, daß es dröhnte und mit lauter Stimme rief er:

„Welche Gründe Du auch hast, Dich einzuschließen, so ist es unmenschlich, auf die flehende Stimme Deines Weibes nicht zu hören. Du hast in Deinem ganzen Leben andere nur mit Füßen getreten, es wäre Zeit, daß Du endlich Dich auf Dich selbst besännest, sonst ergeht es Dir nicht besser. — Oeffne, ich, Dein Vater und hier Deine Mutter verlangen es und dies eine Mal wirst Du, so wahr mir Gott helfe, Deine Wünsche den unsrigen opfern!"

Alle angesammelte Galle, alles Weh und aller Schmerz brachen sich in diesen derben Worten Bahn und hallten wieder in der drohend erhobenen Stimme.

Eine Sekunde blieb's still. Da hörte man das Rücken eines Stuhles und nach einer weiteren Sekunde wurde die Thüre geöffnet.

Als die beiden Frauen in Dick's blasses, verschattetes Gesicht sahen, stießen sie einen Schrei aus und stürzten auf ihn zu. Er jedoch schlug, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, die Augen nieder vor dem flammenden Blick, der ihn von der schlichten Gestalt des Vaters traf.

Dieser trat langsam bis an den Tisch, auf dem der geöffnete Pistolenkasten stand.

„Also so weit mußte es kommen mit Dir, der Du das höchste erstreben wolltest. Deine Rechnung war falsch, wie es scheint und deswegen wolltest Du Dich feige aus dem Leben stehlen —"

„Vater!"

„Schweig!" donnerte ihm dieser entgegen. Der stille Mann war gar nicht wieder zu erkennen. „Feigheit ist es, ich sage es noch einmal und nimmer wieder, eine Schuld mit dem freiwilligen Tode zu sühnen und es andern entgelten zu lassen. Was scheren Dich auch andere! Du bist von jeher aber sie hinweggetreten und so wie Du kein Mitleid fühltest für den Krimus, den Du aus dem Platze gedrängt, hattest Du kein Herz für Vater und Mutter, für Weib und Kind. Ich habe Dich lange durchschaut in Deiner unersättlichen Ehrsucht und habe ein derartiges Ende vorausgesehen. Du verdientest, daß man dir heimzahlte, was Du an andern begangen und ich würde es nur begreiflich finden, wenn Deine Frau sich von Dir wendete, wenn Deine Mutter . . ."

Wortlos hob Dick den Blick und schaute zu der zitternden jungen Frau hinüber. Da lag sie auch schon an seinem Halse und schmiegte sich eng und enger an ihn.

„Mögen sie Dich alle verlassen, Dein Weib bleibt bei Dir!"

Aufschluchzend sank sie an ihm bewußtlos zur Erde nieder —

Der „Prachtjunge" war stille und demüthig geworden. Von Neuem mußte er sich seine Stellung erringen, noch einmal von der Pike auf dienen. Diesmal standen ihm nicht nur die gemachten Erfahrungen zur Seite, er hatte nicht nur das Streben, vorwärts zu kommen, selbst etwas zu gelten, er ließ auch andere zu Wort kommen und hatte es gelernt, allerdings in harter Schule, das Herz nicht ganz zu unterdrücken.

Und so erlebten denn seine Eltern erst jetzt am Ende ihrer Erdenlaufbahn, daß der Prachtjunge, auf den sie von dem Augenblick seiner Geburt an so große Stücke gehalten, in der That sich als Prachtjunge erwies. Beruhigt schlossen sie die Augen zum ewigen Schlummer, sie wußten, ihr Sohn war nicht verloren.

Sir Beckford's Auction.

Eine Gedankenreihe von Emma Rosius (Berlin).

In England giebt es neben Lord Byron noch einen Dichter derselben Periode, der zwar als Poet nicht annähernd so bedeutend, wie dieser, ihm aber als Excentriker und Sonderling, wenn nicht überlegen, so doch ebenbürtig war: Sir Henry Beckford. Berühmt als Krösus, schier unermeßlich begütert, Besitzer der wunderbaren Fonthill Abtei, versetzte er eines Morgens ganz Albion in kopfschüttelnde Bewunderung, machte es staunen, zweifeln, streiten, meditiren: — denn die „Times" brachte eine Notiz — es war im Jahre 1820 — daß der berühmte Dichter und Macen am Rande des Bankerotts stehe, daß die prachtige Fonthill-Abtei unter den Hammer gelange, kurz und gut, daß Krösus Beckford an den Bettelstab gekommen sei.

„Wie war das möglich?" hieß es, und vielfaltige Antworten sproßten alsbald in allen Blättern auf: — „Wenn man Gibbons' Bibliothek in Lausanne für dreißigtausend Francs kauft und für ein Paar Stiefel verschenkt . . . Wenn man Gelage von drei Tagen Dauer giebt und Tausende von Gästen dazu einladet . . Wenn man auf seinem Gute Fonthill jahrelang Tausende von Parasiten abfüttert, die man kaum dem Namen nach kennt . . . Wenn man armen Künstlern hohe Stipendien giebt und armen Poeten Pensionen aussetzt u. s. w. u. s. w.

Armer, nobler, großherziger Beckford! Sie alle hatten nur Tadel für ihn selbst, für seine schönsten Thaten — am meisten aber Diejenigen, die seine Gastfreundschaft ausgenützt, seine herrlichen Rennen geritten, seine Weine getrunken, seine Delicatessen gespeist . . . Fonthill-Abbey kam wirklich unter den Hammer, aber — es kam unter den genialen Hammer von George Robins, glücklicherweise! •

Lord Cecil schrieb später über diesen Mann, als er die berühmte Auction der Buckingham's zu Stowe „dirigirte": „Wenn das Auctionslocal eine literarische Schule für sich bildet, so muß George Robins als ihr Gründer angesehen werden! Den Verkauf einer Bibliothek macht er zu einer einzigen literarischen Vorlesung. Indem er einzelne Stellen aus den Werken, die zum Verkauf gelangten, recitirte, mit der Kunst eines allerersten Rhetorikers, lieferte er einen kurzen Lebensabriß der Autoren, verbreitete sich über die Mangel und Vorzüge ihres Stils, griff Hexameter aus griechischen und römischen Classikern heraus, citirte humoristische Wendungen mit solcher hinreißender Laune, daß das Auditorium, stets hochlichst amüsirt, willig die horrendsten Preise bezahlte — ja oft mehr als die ursprünglichen Ladenpreise."

An diesen George Robins hatte Lord Beckford sich gewendet, als sein Ruin unabwendlich geworden. Wochenlang wanderte der berühmte Auctionator durch Säle und Hallen der Abtei, Tag für Tag durchlieferte seine Notizen über die schier unermeßlichen und großartigen Sammlungen Sir Beckford's die Zeitungen, — nur Andeutungen, keine Einzelheiten, die die Neugierde erregten, aber nicht befriedigten. Beckford hatte seine Kunstschätze stets eifersüchtig, wie ein Pascha seine Favoritin, bewacht, einzelne Stücke zeigte er wohl irgend einem Kenner, aber von der Größe und Bedeutung des Gesammtbesitzes hatte durch Augenschein noch kein sterblich Oberer sich je überzeugen dürfen.

Je weiter deshalb Robins mit der Aufnahme des Inventars vorwärts schritt, je höher die Zahl der Katalog-seiten anschwoll, desto verzagter rieb sich Robins die Hände.

„Sir Henry, welche Summe brauchen Sie, um Ihre Schulden zu bezahlen?" fragte er nach zwei Monaten. Beckford, der größte Kunstkenner und schlechteste Rechner seiner Zeit, wandte sich an den Beamten, der von seinen Gläubigern zum Ordnen der Schuldenlast eingesetzt war. Die Antwort fiel deprimirend genug aus: „Fast eine halbe Million Sterling (10 Millionen Mark)."

Robins lächelte: „Kinderspiel!" — doch Beckford seufzte: „Gut, das sind die Schulden, aber wovon soll ich ferner leben?"

„Wie viel brauchen Sie denn zu diesem ferner, Sir Beckford?"

Beckford sann nach. „Ich bin über fünfzig Jahre alt, lieber Robins, und habe eine halbe Million Pfund verbraucht, wenn ich nun auch nicht mehr ganze fünfzig weitere Jahre zu leben hoffe, so erfordert doch das Alter mehr Pflege — also mußte ich mindestens noch eine zweite halbe Million haben!"

Einen Augenblick war Robins' Lächeln verschwunden, dann sagte er zuversichtlich: „Ich schaffe sie!" — — —

* * *

„Vom ersten Juli 1820 an findet die Auction Sir Henry Beckford's Fonthill-Abbey statt. Um allzu großen Andrange vorzubeugen, erhalten nur Diejenigen Zutritt, die als Reflectanten sich in den Besitz eines Auctionskataloges setzen, verkäuflich am Parkthor von Fonthill-Abbey. Preis: Eine Guinee.

George Robins."

Diese Annonce lockte Alles herbei, was in England, Frankreich und Italien Zeit, Geld und Lust zum Kaufen hatte. Noch war man im Mai, aber schon liefen die Bestellungen auf Kataloge hundertweise ein. Robins kam gar nicht mehr aus dem Handereiben und Lächeln heraus — er kannte seine Engländer und die Zugkraft seines Namens.

Am 1. Juli begann eine wahre Völkerwanderung nach Fonthill-Abbey — aber nur Demjenigen, der den Katalog für eine Guinee erstand, eröffnete sich das Sesam. Achttausend Besucher wurden zugelassen, achttausend Guineen brachte der Verkauf des Kataloges.

Um die Nachmittagsstunden brach unter der reichen und vornehmen Käuferschaft eine Art Panik aus. Bei der Riesennummer des Katalogs mußten selbst bei zwölfstündiger Auction täglich dennoch eine oder zwei Wochen vergehen, ehe Alles unter den Hammer gekommen war.

Wer sollte achttausend Menschen — nicht gerechnet die Dienerschaft — speisen? — Sir Henry war nach Paris gereist, alle Räume gelichtet, Gastfreundschaft unmöglich — und die hatte ja auch bei der enormen Zahl der Gäste keine kleine Rolle gespielt.

„Meine Herren," sagte Robins von seiner Tribüne herab — „ich gebe Ihnen zum Schlafen die große Wiese hinter dem Park frei, und sollte der Raum zu eng sein, so auch den Park selbst. Als Küche steht Ihnen die Chaussee nach Wyndham offen, so lang wie sie ist — aber für Geschirre und Lebensmittel, für Feuer und Küche müssen Sie selbst sorgen!"

Die erste Nacht verbrachte die ganze verwöhnte Gesellschaft unter Gottes freiem Himmel, nothdürftig speiste man von Mitgebrachtem oder dem, was man in den nächsten Dörfern auftrieb. Am zweiten Tage holte die Dienerschaft von nah und fern zusammen, was zum Leben gehört, eine Zeltstadt entstand auf der Wiese und pflanzte sich bis in den Park hinüber fort, da der Raum nicht ausreichte, ja selbst die Chaussee war noch eine Viertelmeile hinauf mit Zelten besetzt. Ununterbrochen rollten die Lastwagen mit Betten, Lebensmitteln und Utensilien heran. Die zweite Nacht zeigte schon — dank Geld und Energie — ein halbfertiges Feldlager, das nach weiteren drei Tagen ein regelrechtes geworden war. Waren es doch einschließlich der Bedientenschaar fast 20,000 Menschen, die auf dem spärlichen Raum campirten!

Und nicht, wie berechnet, zwei bis drei Wochen, nein, volle fünf Wochen dauerte diese einzig in ihrer Art dastehende Auction. Dabei war es ein flottes Bieten, denn Jeder sehnte ein Ende herbei, fabelhafte Summen wurden erzielt. Robins hatte die Klugheit gehabt, nichts in Kategorien zu ordnen, und verkaufte Alles durcheinander, so daß Niemand sich zu entfernen wagte, aus Furcht, den rechten Augenblick zu verpassen. Jedes Gemälde brachte ein Vermögen. Raphael's „Katharina" kaufte Lord Sinclair für 30,000 Pfund (er vermachte es später der Londoner Nationalgallerie), alte Drucke, Federzeichnungen, Bücher, Raritäten, Mobilien und Kunstgegenstände brachten allein nahezu an zwei volle Millionen ein.

„Das war mehr als eine Auction," schrieb Lord Sinclair in sein berühmtes Tagebuch, „das war eine Kunstschlacht! Und an einem regulären Kriegslager hat es auch nicht gefehlt — im Gegensatze zu anderen Schlachten aber ist hier jeder Einzelne Sieger geblieben."

Der große Lord irrte — der einzig wahre Sieger war Robins, dies Genie des Auctionshammers.

Sir Beckford erwartete seinen Feldmarschall in Calais, wo er Seebader gegen seine Nervosität nahm. Ende August traf Robins ein. Wohl wußte der Sonderling, daß viele Käufer eingetroffen, aber von dem glänzenden Schlachtfeld hatte er keine Kunde. — Robins liebte es, romantisch zu sein, dramatische Effecte mit bengalischer Beleuchtung herbeizuführen. Diesmal waren seine Requisiten sehr, sehr einfach: ein Stempelbogen, ein Checkbuch und ein großer Schlüssel. —

No. 1: Sir Henry die naatliche Bescheinigung, daß alle Ihre Schulden bezahlt sind; No. 2: dies Checkbuch, daß Ihr Baarvermögen in der Bank von England bezeichnet, No. 3: der Parkschlüssel von Fonthill Abbey."

Beckford starrt erst die Zettern, dann den Schlüssel an — „Was steht hier, Robins, — anderthalb Millionen?! Das ist mein, mein eigenes Vermögen, — nicht als ich zuvor besessen!"

„So ist es, Sir Henry!"

„Und dieser Schlüssel?"

„Der Schlüssel des Eigenthümers von Fonthill Abbey — Ihr Schlüssel, Sir!"

„Der Schlüssel zu Harriet's Grab," — der stolze Mann brach in Thränen aus. „O Robins, Robins, Sie sind mehr als mein Retter, seien Sie fortan mein Freund."

* * *

Sir Henry Beckford wurde ein alter Mann, — und er starb als Besitzer des theuren Familienguts, das bei seinem Tode wieder fast ebenso reich an Kunstgegenständen war, wie einst vor den berühmtesten aller Auctionen, im Jahre 1820.

Künstler-Rache.

Ueber „exemplarische" Bestrafung durch Berliner Künstler erzählt ein Mitarbeiter der „Hamb. Nachr." eine kleine Geschichte: Einem armen und bejahrten Maler, der einst bessere Tage gesehen hatte, sollte kürzlich im Verfolge einer Pfändung ein Theil seiner Wohnungseinrichtung versteigert werden. Der Unglückliche wandte sich an einen reicheren und berühmteren Kollegen, der ihm auch gern aus der Patsche half. Aber unter einer Bedingung: der arme Teufel durfte gegen eine exemplarische Bestrafung jenes Menschen, der die Pfändung eingeleitet hatte, nichts einzuwenden haben. Da „jener Mensch" der reiche Wirth des alten Malers war, so hatte der ermittelte Maler durchaus nichts gegen die zugesagte „exemplarische Bestrafung des Paschas". H. notirte sich den Tag der Auktion und erschien auch auf dieser. Er that selbstverständlich so, als kenne er seinen armen Kollegen gar nicht, wohl aber erkannten ihn die meisten der wenigen Anwesenden, zu denen auch der „Haus-Pascha" gehörte. Und gerade diesen Wirth interessirte es lebhaft, daß der berühmte H. sich viel an einem kleinen, alten, verrauchten Bilde in häßlichem Rahmen zu schaffen machte, das gleichfalls versteigert werden sollte. H. betrachtete dieses Bildchen mit höchster Aufmerksamkeit und zog sogar aus seiner Westentasche eine Lupe hervor, um einzelne Partien des Gemäldes, das den Eindruck machte, als hätte es drei Monate lang in einer Rauchterkammer gehangen, noch besser besichtigen zu können. Der Wirth drängte sich dicht an die Seite H's. „Ist das Ding etwas werth?" flüsterte er. H. zog mit bedeutungsvollem Lächeln die Schultern hoch und antwortete gar nichts. Inzwischen hatte der arme Maler den größten Theil seiner Habseligkeiten zurückgekauft. Die Reihe kam an das Bildchen. Der Maler bot eine Mark. „Hundert Mark!" rief Professor H. Den Hauswirth durchzuckte es elektrisch. „Zweihundert Mark!" schrie er. „Zweihundertfünfzig!" überbot ihn P. „Dreihundert!" — „Dreihundertfünfzig!" — So ging es fort bis auf sechshundert Mark.

Das letzte Wort behielt der Wirth, und ihm wurde in Folge dessen das Raucherkammer-Bild zugeschlagen. Erfreut nahm er das Bild und näherte sich damit nochmals Herrn H. „Pardon, Herr Professor," sagte er; „eine Frage. Ich kenne Sie und weiß, daß Sie nicht nur ein berühmter Maler sind, sondern auch etwas von Gemälden verstehen. Von welchem Meister rührt dieses Bild her?"

„Von gar keinem Meister," entgegnete H., „höchstens von einem Schmierer."

Dem Wirthe fiel seine Raucherwaare fast aus der Hand. „Was?! Von gar keinem Meister?! Aber, Herr Professor, Sie haben doch selbst auf das Bild geboten?!"

„Ganz recht, mein Lieber, und Sie sind drauf reingefallen! Ich freue mich, daß ich einen Mann mit 30,000 Mark Jahresrente strafen konnte, der einen armen Kollegen wegen 150 Mark rückständigen Miethzins ausplündern ließ. Ich denke, es ist auch eine Lehre, die Sie mit 600 Mark nicht zu theuer bezahlt haben. Ich habe die Ehre . . . ."

Wunder der Elektrizität.

Die Feinschmecker — so schreibt das „Journal des Débats" — werden vor Wonne erzittern, wenn sie erfahren, daß das Wort „Saison" bald keine Bedeutung mehr in der Gartenkultur haben wird. Dr. Werner v. Siemens hat zwei geräumige Glashäuser zur Nachtzeit mit elektrischem Lichte beleuchtet, dessen Leuchtkraft in jedem der beiden Gewächshäuser etwa der von 5000 Kerzen gleichkommt. Durch diese Beleuchtung hat Siemens wunderbare Erfahrungen erhalten. Im Oktober vorigen Jahres gepflanzte Erbsen brachten schon in der ersten Hälfte des Februar Früchte hervor. Himbeeren trieben in 75 Tagen, Trauben in 21 Monaten. Alle diese Früchte zeichneten sich durch ihre besonders lebhaften Farben und durch einen Duft aus. Nur der Zuckergehalt war unter dem Mittel.